

des 13. Jahrhunderts zu setzen sind und einer weiten Verbreitung im armenischen Burgenbau der Zeit wird man diesbezüglich bei genauerer Recherche zu anderen Schlüssen kommen. Bei den starken französischen Einflüssen in der Baukunst der Region handelt es sich eher um ein globales Phänomen des 13. Jahrhunderts, das auch anderenorts (Zypern) und vor allem im Sakralbau greifbar wird. Dies wird auch an verschiedenen Stellen im Text thematisiert und an einigen Beispielen belegt, z. B. an dem verstärkten Auftreten repräsentativer Saalbauten und großvolumiger Rundtürme. Letztere sind aufgrund der Dominanz von Rechtecktürmen im Befestigungsbau der Kreuzfahrer in der Tat ein ungewöhnliches Phänomen. Sie entspringen einem weiterentwickelten Verteidigungskonzept und können vor dem Hintergrund einer starken, schon vor 1200 einsetzenden Verbreitung im westfranzösisch-angevinischen Raum durchaus als Rezeption dortiger Vorbilder angesehen werden, wobei auch hier noch weiterer Forschungsbedarf besteht. Einige sachliche Richtigstellungen zu Mesquis Buch sind noch anzumerken. So ist z. B. der Eingangskomplex an der Landburg in Sidon kein Unterbau eines antiken Tempels, sondern die Ostpartie des Skenengebäudes eines spätrömischen Theaters. Der darauf auf sitzende Turm ist nicht mittelalterlich, sondern geht auf die Umbaumaßnahmen unter Fakhr ad-Din II. zu Beginn des 17. Jahrhunderts zurück. Die Behauptung, dass der Donjon von Saone der größte mittelalterliche bzw. fränkische Turm im Vorderen Orient sei, ist ebenfalls zu relativieren, denn er wird von einer ganzen Reihe weiterer Vertreter übertroffen, z. B. vom Tankredturm an der Jerusalemer Stadtmauer, dem ayyubidischen Südturm in Baalbek, von allein drei Türmen der Burg Subeibe, den beiden Türmen der inneren Landmauer von Chastel Pèlerin, sowie den Donjons von Forbelet und Toron. Die Burg Musayliha wurde auch nicht von Fakhr ad-Din, sondern von einem Zweig der Nachkommen Saladins zu Beginn des 16. Jahrhunderts zur Sicherung ihres Herrschaftsgebietes bei Batroun errichtet. Im dritten Kapitel ist mehrfach von König Ludwig XII. die Rede, es kann sich jedoch nur um Ludwig IX. handeln.

Mesquis Buch hinterlässt einen etwas zwiespältigen Eindruck. Einerseits gelingt es dem Autor, mit viel Sachverstand Zusammenhänge und Einflussfaktoren der in der Regel vielschichtigen Baugeschichte der vorgestellten Anlagen darzustellen und damit die Komplexität der mittelalterlichen Befestigungsarchitektur des Vorderen Orients aufzuhellen. Andererseits werden Hypothesen aufgestellt und Baupläne präsentiert, denen keine adäquate Bauforschung zugrunde liegt. Auch wird die im Klappentext angekündigte *vision entièrement nouvelle* in dem Buch kaum fassbar, denn keine der vorgebrachten Thesen ist wirklich neu. Bei einem Werk dieses Zuschnitts hätte es durchaus genügt, die gesicherten Erkenntnisse zu referieren, zumal der Forschungsstand gerade für diese Region noch zu lückenhaft ist, um übergreifende Zusammenhänge fundiert zu behandeln. Dennoch sind beide Bücher gut geeignet, dem Leser diese hochinteressante Burgenregion zu erschließen, wobei Voisins Buch vor allem durch seine enorme Fülle an Abbildungen glänzt, das von Mesqui dagegen durch seine burgenkundlich fundierte Darstellung.

Mathias Piana

Andreas Schlunk/Robert Giersch

Die Ritter

Geschichte – Kultur – Alltagsleben

Stuttgart: Theiss Verlag 2003, 159 Seiten (Begleitbuch zur Ausstellung im Historischen Museum der Pfalz), Speyer 2003. ISBN 3-8062-1791-2.

Die Verantwortlichen haben gut daran getan, dem Besucher ihrer Ausstellung ein Begleitbuch von einem ausgewiesenen Verlag an die Hand zu geben. Die Autoren sind dem komplexen Thema gewachsen und bieten dem interessierten Laien, aber auch dem fachlich Vorgebildeten eine gut lesbare und sachlich richtige handbuchartige Zusammenfassung zu einem der wenigen Bereiche des Mittelalters, der noch allgemein wahrgenommen wird. Die hochrangigen Exponate und ihre prä-

gnanten Erläuterungstexte vermitteln die materielle Kultur, jedoch die geistlichen

wie geistigen Triebkräfte, die zur Entstehung und Blüte einer neuen Führungsschicht im hohen Mittelalter beigetragen haben, bedürfen der zusammenhängenden textlichen Darstellung. Es gelingt den Autoren, das dem Leser im Untertitel gemachte Versprechen in 19 Kapiteln einzuhalten und die Unterpunkte auf jeweils einer Doppelseite abzuhandeln. Je Seite sind ein bis zwei dazu informierende Abbildungen beigegeben, überwiegend Reproduktionen mittelalterlicher Bildquellen, deren Farbenfreudigkeit einmal mehr das Vorurteil vom „finsternen Mittelalter“ widerlegt und ein dem Thema entsprechend anschauliches Buch an die Hand gibt.

Eingangs referieren die Autoren die komplizierte Entwicklung dieses zum Mythos gewordenen Standes. Die Entstehung aus dem unfreien Gesinde oder Gefolge des (Hoch-) Adels, den Ministerialen, ist längst Schulbuchwissen, jedoch in seiner ganzen Tragweite noch immer nicht geistiges Gemeingut. Das gilt besonders für die dabei wirksam gewordene Erziehungsleistung der Kirche. Die vorliegende monografische Darstellung soll keine wissenschaftliche Abhandlung sein. Aus ihrer zweckgebundenen Aufgabenstellung für die Ausstellung, alle Bereiche ritterlicher Existenz zu berücksichtigen, erwächst dennoch eine Erkenntnis, dass nämlich der ministerialische Kern des Phänomens „Ritter“ eine erstaunliche Kraft entwickelt hat. Das gilt für alle Aufgaben, die in einer zunehmend arbeitsteiligen Gesellschaft entstehen, nicht nur für Waffendienst, Verwaltung, Diplomatie, Handel, medizinische Versorgung u. a., sondern erstaunlicherweise auch für die kulturellen Leistungen der Zeit. So erfährt man, dass die ritterliche Dichtung überwiegend von Ministerialen stammt.

Mit der anschaulichen Schilderung seiner außerhalb des Elternhauses mit etwa sechs Jahren beginnenden Sozialisation wird auch dem in der Fachliteratur Bewanderten sehr viel deutlicher, dass Erziehung, Bildung, körperliche Ertüchtigung, Ausbildung mit Pferden und Waffen letztlich das Überleben des zukünftigen Ritters gewährleisten müssen. Das hat standesgemäß zu sein und erfordert Fähigkeiten auf nahezu allen Gebieten. Die

fünf beigegebenen Lebensläufe vermitteln auf der Grundlage wissenschaftlicher Erkenntnisse, in wie unterschiedliche Tätigkeiten und Stellungen Persönlichkeiten dieser sozialen Schicht gelangen können. Sicher stolpert der Leser hin und wieder über verwendete neuzeitliche Begriffe wie Soldat, Beamter, Staat, deren Inhalte noch nicht vorhanden sind. Andererseits ist diese fremde Welt verständlich zu machen, weshalb die strengen Forderungen eines Otto Brunner, nur mit den Begriffen der mittelalterlichen Quellen zu arbeiten, selten zu erfüllen sind. Die Ministerialen sollte man jedoch nicht als „Emporkömmlinge“ bezeichnen, wenngleich sie sicher vom alten Adel auch so angesehen worden sind.

In der Salier- und Stauferzeit tritt uns, modern gesprochen, eine neue Funktionselite entgegen, die mehr vollbracht hat, als glänzende Turniere zu bestreiten und Minnedienst zu leisten. Doch diese Bereiche sind entscheidende Triebfedern für die Kultivierung des Kriegerstandes und damit für eine neue Gesellschaft, wie das der Mittelalterhistoriker Josef Fleckenstein in dem umfangreichen Sammelwerk „Das ritterliche Turnier im Mittelalter“ (1995) herausgestellt hat. Die darin waltenden Regeln binden alle Teilnehmer, Unfreie, Freie und (Hoch-)Adel, als Ritter – und verbinden über die im Mittelalter hierarchisch geordneten ständischen Grenzen hinweg. Hier stoßen wir auf das in der modernen Geschichtswissenschaft so gerne gesuchte Phänomen einer emanzipatorischen Bewegung (die auch die Frau einbezieht). Dieser Bedeutung werden die Autoren in vollem Umfang gerecht.

Mit vier Kapiteln wird der Burg der nötige Raum im Zusammenhang mit Ritterschaft gegeben. Abgehandelt werden, den Stand der Forschung berücksichtigend, Bau- und Raumprogramm, Verteidigung und Belagerung sowie Wohnverhältnisse. Auch andere Kapitel wie „Der Alltag“ müssen notwendigerweise immer wieder zum profanen Mittelpunkt ritterlicher Lebensweise zurückkehren. Einleitend setzt sich einer der Autoren – Wiederholungen von bereits dargelegten Fakten über die Ministerialität lassen einen gewissen Mangel an Koordination erkennen – erneut mit der Vielschichtigkeit von adligen oder ministerialischen, land- oder lehnrechtli-

chen Ansprüchen und Pflichten von Herren oder Dienstleuten auf der Burg auseinander, ohne jedoch klare Kategorien zu bilden. Das ist verständlich, denn davor scheut die Geschichtswissenschaft seit jeher zurück, handelt es sich doch meist um komplizierte Variationen, die sich schlecht schematisieren lassen. Die Feststellung, die Mehrzahl der Ministerialen habe eine bescheidenere Entwicklung erlebt als die Reichsministerialen auf den langfristig der Königsgewalt entzogenen Reichsburgern, wird nicht explizit zu dem Schluss geführt: Nur der kleinere Teil der Ritter „besaß“ eine Burg. Damit würde die Bezeichnung „Ritterburg“ überflüssig, gegen die schon vor einem Jahrhundert der Burgenforscher Otto Piper ätzend zu Felde zog. Diese aber als Kapitelüberschrift zu finden, ist, zur Ehre des Autors sei es gesagt, mit Sicherheit nicht aus dem Text abzuleiten. Vielmehr sieht es nach einem jener nachträglichen Eingriffe des Verlags aus, die zu den leidvollen Erfahrungen von Autoren und Herausgebern gehören.

Nähert man sich dem Problem vom Objekt des Kapitels, so bietet sich ebenfalls eine Lösung: Nicht jeder Wehr- und Wohnbau ist eine Burg. Instinktiv denkt man bei „Burg“ an die mit Ringmauern und Türmen versehene Gipfelburg einer gewissen Größe und repräsentativen Architektur. Das ist im Kern auch zutreffend. Man sollte für den Burgbegriff, das gilt ganz allgemein, von einer baulichen Mindestausstattung und einer Funktion ausgehen, die über den Schutz der Wohnung eines Ritters hinausreicht – Sitz eines Territorialherren, Grenz-, Zollburg u. a. Die große Zahl der ministerialen Ritter oder Ritterabkömmlinge, also der daraus erwachsene niedere Adel, war wirtschaftlich nicht in der Lage, eine solche Burg zu unterhalten, geschweige denn zu bauen. Meist besaßen sie nur einen steinernen Turm in Rückzugslage, ein steinernes Haus im eigenen Hof o. ä. Auch solche Rittersitze werden in der vorliegenden Publikation berücksichtigt, wenn auch nicht als eigene Kategorie abgesetzt. Zusammenfassend sei festgehalten: Ein dank seiner konsequent beibehaltenen Gliederung, Platzbeschränkung und Anschaulichkeit gut lesbares, zuverlässiges und dazu attraktives Buch.

Busso von der Dollen

*Małgorzata Jackiewicz-Garniec/
Miroslaw Garniec*

Schlösser und Gutshäuser im ehemaligen Ostpreußen (Polnischer Teil). Gerettetes oder verlorenes Kulturgut

Olsztyn: Studio Arta 2001. 399 Seiten, ca. 470 farbige und schwarz-weiße Abbildungen, Grundrisse und Karten. ISBN 83-912840-3-4.

Wulf D. Wagner

Stationen einer Krönungsreise – Schlösser und Gutshäuser in Ostpreußen

Berlin: Selbstverlag des Autors 2001. 143 Seiten, zahlreiche schwarz-weiße Abbildungen, Grundrisse.

Während die für Ostpreußen so charakteristische Architektur des Deutschen Ordens und seiner Zeit schon seit langem einen gewichtigen Forschungsgegenstand darstellt, bestand an den kulturhistorisch gesehen mindestens ebenso prägenden Schlössern und Gutshäusern des Landes noch bis vor kurzem wenig Interesse, sowohl von Seiten der Geschichts- und der Kunstwissenschaft als auch allgemein.

In den Ende des 19. Jahrhunderts erschienenen Denkmalinventaren der Provinz Ostpreußen finden diese Bauten allenfalls cursorisch Erwähnung. Einen ersten Überblick zum Thema gab Richard Dethlefsen mit seinem 1918 in München herausgekommenen Werk ‚Stadt- und Landhäuser in Ostpreußen‘; von den Zeichnungen auf Dethlefsens umfangreichen Tafeln zehrt die weitere Literatur zum Teil bis heute. Das Standardwerk zum Thema stellt immer noch der Band ‚Landschlösser und Gutshäuser in Ost- und Westpreußen‘ von Carl E. L. von Lorck dar, zuerst 1933 in Königsberg, in fünfter Auflage 1983 in Frankfurt a. M. erschienen. Lorck lieferte neben einer entstehungs- und formengeschichtlichen Analyse der ländlichen Schlossbaukunst Ost- und Westpreußens auch ein beschreibendes Verzeichnis, ohne allerdings eine komplette Erfassung zu erreichen. Zu zwei größeren Monographien kam es in der Nachkriegszeit unter dem schmerzlichen Eindruck des Verlus-